

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 86 (1960)
Heft: 1

Artikel: Erinnern Sie sich?
Autor: Wollenberger, Werner / Sigg, Fredy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-499122>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

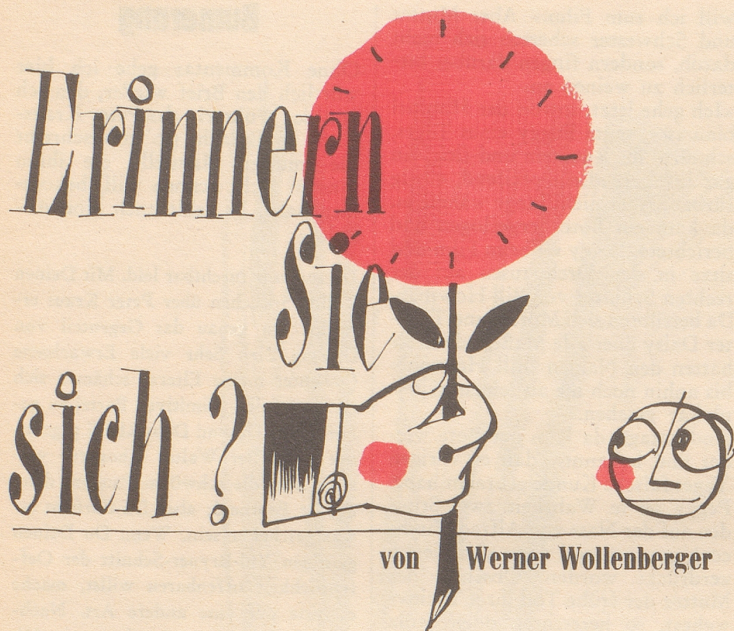
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Erinnern Sie sich?

von Werner Wollenberger

De mortuis nil nisi usw.

Meine Damen und Herren!
Wir stehen heute am Anfang eines neuen und damit unausweichlich an der Bahre eines alten Jahres. Unsere gemäßigte Trauer gilt dem soeben verblichenen Jahre 1959.

Lassen Sie mich zunächst einmal die in solchen Trauer-Fällen üblichen Daten geben: das Jahr 1959 wurde geboren am 1. Januar 1959. Am 31. Dezember des gleichen Jahres ging es von einer Sekunde zur anderen von uns.

Einfach so ...

Die Todesursache: ein Schlag.
Ein Glockenschlag ...

Meine Damen und Herren!

Wenn ich noch gesagt habe, daß sich dieses Jahr 1959 kaum von seinen Vorgängern unterschied, daß es also programmgemäß seine einzelnen Lebensabschnitte, nämlich einen ziemlich frostigen Winter, einen unfreundlichen Frühling, einen sonnigen Sommer und einen milden Herbst absolvierte, habe ich von diesem Jahre eigentlich fast alles gesagt, was zu sagen ist.

Nun gibt es da allerdings eine rund zweitausend Jahre alte Regel. Sie lautet: «De mortuis nil nisi bene!» Das ist, wie Sie unschwer bemerkt haben dürften, lateinisch. Zu deutsch heißt es, man solle über Tote nur Gutes sprechen.

Zweifelsohne ist das ein löblicher Grundsatz.

Wie alle Grundsätze hat er einen entschiedenen Nachteil: es hält schwer, sich an ihn zu halten.

(Grundsätze, das möchte ich in Klammern bemerken, lassen sich sehr leicht fassen. Doch das mit dem Befolgen derselben steht auf einem anderen Blatt und ist ein weites Feld.)

Ich weiß, daß ich diese Bemerkung besser unterlassen hätte. Es ist zur-

zeit einfach nicht die Zeit dazu. Am Beginn eines neuen Jahres werden nämlich Vorsätze in rauhesten Mengen gefaßt. Irgendwie ist der Mensch in diesen Tagen besonders anfällig für gute Regungen.

Er nimmt sich vor a) seine sämtlichen Unarten mit Stumpf und Stiel aus seines Herzens tiefstem Herzen auszureißen wie ein garstig Unkraut aus dem Beet mit dem Kopfsalat, b) seine Leidenschaften zu bezähmen, unter der kühlen Kontrolle des klaren Kopfes zu halten und sie auf keinen Fall mehr irgendwie ins Unkraut schießen zu lassen, c) nur noch edel, hilfreich und gut zu sein, wie es Geheimrat von Goethe eingehend erläutert hat und d) usw.

Kurzum: der Mensch hat in den ersten Tagen des neuen Jahres einen verhängnisvollen Drang zur totalen inneren Säuberung.

Es ist natürlich unnutt von mir, daß ich schon vor diesem Stichtag am Wert oder am langanhaltenden Erfolg guter Vorsätze meine historisch begründeten Zweifel anbringe. Außerdem ist es fahrlässig.

Sie könnten doch auf die Idee kommen, daß ich die Ernsthaftigkeit Ihrer Zerknirschung nur deshalb anzweifle, weil es mir mit der meinen nicht ganz ernst ist. Sie zweifelten nicht ganz zu Unrecht.

Dies nebenbei!

Meine Damen und Herren!

Wir stehen also, wie gehabt, an der Bahre eines Jahres, über das ich (um den Grundsätzen der Pietät nachzukommen) zunächst etwas Gutes zu sagen habe.

Ich tue es hiermit:

Also:

Nun:

(Räuspern)

So:

Das Jahr 1959 begann im Januar

und endete im Dezember. Das ist ihm hoch anzurechnen, denn in der Zeit der blühenden Atompilze, der sturen Diktatoren, der verantwortungslosen Forscher und der ehrgeizigen Generale ist es für ein Jahr schon ein großes Verdienst, wenn es bis zu seinem astronomisch errechneten Ende durchhält. Die Möglichkeit, daß eines der nächsten Jahre bereits im Juli, im April oder im frühen Oktober endet, ist durchaus nicht von der Hand zu weisen. Wobei zu bemerken wäre, daß das natürlich nicht ausschließlich eine Schuld des betreffenden Jahres wäre.

Wenn eines dieser Jahre vor seinem rechtmäßigen Ende endet und damit ein für allemal einen Schlußstrich unter unsere relativ christliche Zeitrechnung zieht, dann liegt es nicht am Jahre.

Denn sehen Sie, meine Damen und Herren, eines müssen wir diesen Jahren zugutehalten: sie sind an sich weder gut noch schlecht. Sie sind genau so, wie wir sie haben wollen.

Sie, ich, Jean-Paul Sartre, Präsident Eisenhower, Herr Mikojan, Signore Bianchi, Monsieur Dupont, Mister Brown, Herr Meier, Nikita Chruschtschew, Aldous Huxley, Nationalrat Schütz, Kaminfeger Unteregger, Sie und ich.

Meine Damen und Herren: wir sind das Jahr.

Und wir waren das Jahr 1959.

Bitte werfen Sie jetzt die Hände nicht! Sagen Sie nicht: «Was kann ich dafür, wenn der Nikita Mais macht?» Sagen Sie auch nicht: «Der Adenauer hätte halt nicht ...» Und sagen Sie auch nicht: «Ja, wenn der de Gaulle ...»

Sehen Sie, Sie und ich, wir haben mit den Großen dieser Erde etwas gemeinsam: Haare, Augen, Nase, Ohren, Kopf, Gehirn, Arme, Beine, Rückenmark und Herz.

Auch sie sind bloß Menschen.

Nichts ist in ihnen, was nicht auch in uns wäre: kein Gedanke des Hasses, keine Leidenschaft, kein Wille zu keiner Sünde, keine Freude, keine Empfindung.

Sie gleichen uns wie ein Ei dem anderen gleicht.

Womit ich nicht gesagt haben möchte, daß Panje Chruschtschew etwa ein Ei wäre.

So etwas täte ich einem Ei wirklich nie an!

Meine Damen und Herren!!

Ich habe jetzt über das Jahr 1959 etwas sehr Gutes gesagt.

Ich habe behauptet, daß man ihm nicht in die Schuhe schieben könne, was eigentlich in unsere Stiefel gehört.

Damit habe ich mich meiner Pietäts-Pflicht entledigt und kann nun skrupellos und ohne allzuheftiges Nagen des Gewissens dazu übergehen, einige Ereignisse im Leben des Verblichenen zu rekapitulieren.

Ich habe, einem modernen Drang zu säuberlichen Klassifizierungen folgend, gewisse Vorfälle, die auf einer oder einer ähnlichen Linie liegen, zusammengefaßt und mit

diesbezüglichen, respektive diesbezüglich-anzüglichlichen Überschriften versehen.

Die erste, noch gemäßigte, lautet:

Drum prüfe, wer sich undsofort!

Jawohl, meine lieben Trauergäste, das Jahr 1959 war (zwar nicht vor allem, aber so doch unter anderem) ein Jahr der spektakulären Heiraten.

An dieser Stelle muß ich eine kleine Bemerkung einflechten. Sie betrifft nicht das Heiraten selber, was eine allzu verbreitete Angewohnheit der Menschheit ist, als daß man sie noch eingehend diskutieren sollte. Sie bezieht sich vielmehr auf die unerklärliche Tatsache, daß die Heiraten anderer Menschen bei den meisten anderen Menschen ein so ungemein großes Interesse erwecken.

Reichen sich, wie man das so poetisch ausdrückt, zwei Menschen die Hand zum Ehebunde, ist das ein Akt, an dem sehr viele Leute größere Teilnahme bekunden als an den meisten anderen Akten, seien sie nun von Frisch, Dürrenmatt, Shakespeare oder Maillol, welcher auch etwas von Akten verstanden hat, wie man weiß, wenn man ein Liebhaber der bildenden Künste ist. Wirklich: Heiraten erwecken ein fast beängstigendes Interesse bei den anderen Menschen.

Ich habe mir lange überlegt, wieso. Ich bin zum Schlusse gekommen, daß sich hier Sehnsucht und Schadenfreude ein ungemein inniges Rendez-vous geben. Jeder von uns hat, nach Erreichung eines gewissen Mindestalters, eine bohrende Sehnsucht nach dem Glück einer juristisch einwandfreien Zweisamkeit und desgleichen merkt mancher, der es soweit gebracht hat, daß er ein Narr seines Herzens geworden ist. Da er meistens den Zustand doch nicht ändert, setzt die Schadenfreude ein. Warum, so fragt man sich, sollen es andere besser haben? Ich weiß, das ist eine banale Erklärung. Leider hat sie den gewissen Vorzug vieler billiger Erläuterungen: sie stimmt.

Beinahe unfasslich wird das Interesse an fremden Eheschließungen indessen, wenn die Schließenden a) adeligen Geblütes, b) Millionäre und c) adeligen Geblütes, Millionäre und regierende Fürsten irgendeines Landes sind.

Welches Land, ist egal. Es kann Hintermaroghafnistan sein oder Vorderkongonesien. Hauptsache zwei Königskinder kriegen sich. 1959 kriegten sich zunächst ein Prinz von Belgien und eine Prinzessin von Italien.

Es war wunderschön, ich habe es selber an der Television miterlebt. In einem öffentlichen Café. Mehrere Serviertöchter haben geschluchzt und dicke Tränen geweint.

Ich habe also die Fürsten-Hochzeit von Brüssel in der TV gesehen und ich muß sagen, daß es ein erheben-

der Anblick war. Zuerst sah man einen regnerischen Tag, dann den Regen selber, dann ein Fenster mit Regen, dann einen Blumenstrauß davor und dann etwa zweiunddreißig Hofbeamte, Minister, Ministerpräsidenten, Generale und Hofmeister, die nacheinander feierlich Dokumente unterschrieben.

Und dann, nach etwa einer Stunde, auch die Maria Gabriela, welche «Ja» sagen wollte und es nicht konnte, weil es sie in diesem Momente rührte und sie in Tränen ausbrach. Großaufnahme.

Also wissen Sie, ich habe ja nichts gegen die Television. Manchmal muß sie ja sein.

Aber manchmal, das möchte ich festhalten, müßte sie auch nicht sein.

Als die Gabriela anfang Innereien flüssiger Art abzusondern, hätte sie nicht sein müssen. Da hätte die Television am besten das getan, was jeder Gentleman in diesem Augenblick getan hätte: weggeschaut. Sie hat aber nicht.

Millionen von Zuschauerinnen haben es ihr gedankt.

Schweizerinnen waren auch darunter.

Demokratinnen.

Ich lasse die Gänsefüßchen weg, weil es sonst wieder heißt, ich sei gegen das Frauenstimmrecht.

Ich bin aber gar nicht.

Ich bin nur hie und da von Zweifeln befallen.

Doch das gilt auch für das Männerstimmrecht.

Also: der Belgier und die Italienerin haben sich im Juli gekriegt.

Und im August kam es fast noch besser.

Da hat nämlich der junge Rockefeller eine Blondine aus dem Norden gehehlicht.

Man denke: der junge Millionen-Erbe Rockefeller hat ein ehemaliges Dienstmädchen der Familie, ein kirchenmaus-armes Geschöpf, geheiratet.

Nicht Miß Vanderbilt, nicht Miß Krupp, nicht Miß Morgan!

Sondern ein armes Ding!

Der Jubel war ungeheuer: ein Märchen geschah, eine Legende fand statt, ein Wunder bewies, daß es sogar in diesem dünnen Jahrhundert noch unerklärliche Vorgänge zwischen Himmel und Erde gibt.

Es war wirklich ein Ereignis.

Da ich aber skeptischer Natur bin, muß ich sagen, daß mich der Schritt des jungen Rockefeller gar nicht so besonders berührte.

Wer, so frage ich, kann sich heutzutage noch eine arme Frau leisten, wenn nicht Herr Rockefeller?

Bitte sehr, ich kenne manches arme Mädchen und manchen armen Mann, der das arme Mädchen gerne heimführen möchte! Aber bitte sehr: kann sich der arme Mann das leisten?

Er kann es nicht.

Es schaut nichts dabei heraus und es endet nicht gut. Die beiden Armen bleiben arm und wenn die

Flitterwochen vorbei sind, beginnt ihnen das langsam aufzufallen und dann erweist es sich, daß die Armut eine graue Kirchenmaus ist, die mit spitzen Zähnen an der Liebe nagt.

Nun und dann ...

Also bitte: Zivilcourage hat für mich ein Armer, der eine Arme heiratet. Ein Reicher, der das auch tut, braucht keinen Mut.

Außer demjenigen, den dieser Schritt an und für sich erfordert, nicht wahr?

Ja, und erst vor kurzem fand die dritte und spektakulärste Heirat

nachts-Vorbereitungen haben noch nicht begonnen.

Also bitte: Soraya und Sie erst im Herbst!

Darf ich Sie übrigens – der Vollständigkeit halber – darauf aufmerksam machen, daß 1959 ein Lied, in dem Hochzeits-Glocken vorkommen, einer der großen Schlager war?

Das Musikstückchen heißt: «The three bells». Auf französisch: «Les trois cloches». Auf deutsch demnach eigentlich: «Die drei Glocken!» Aber Schlager, die in das Deutsche übersetzt werden, heißen nie wört-

Requiem

Da starb einer in Amerika.

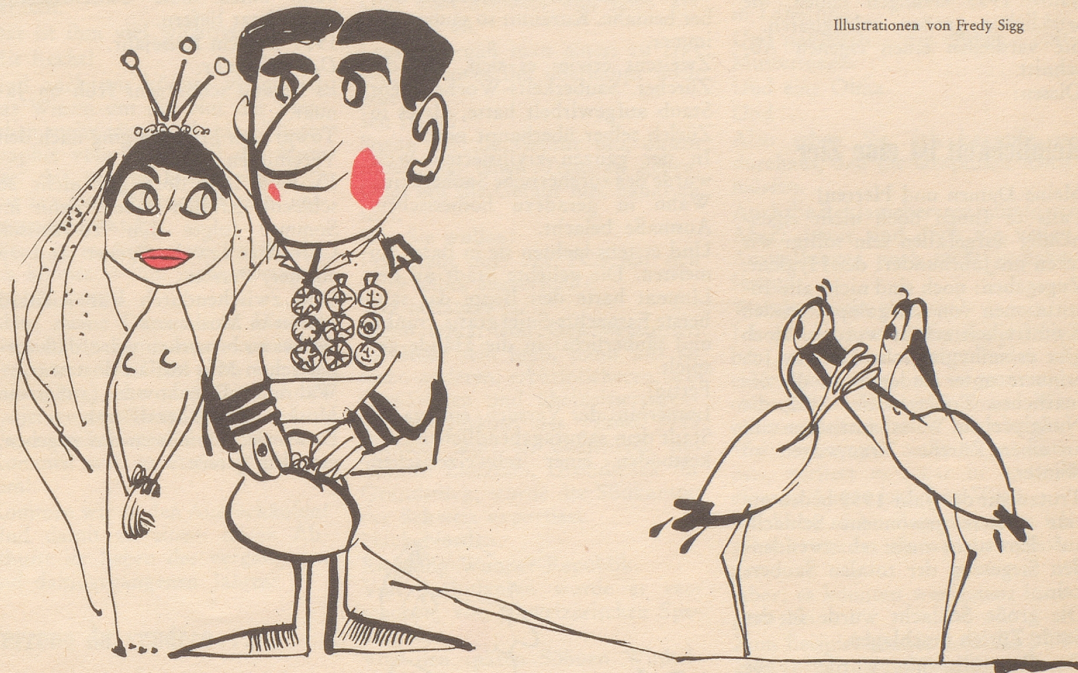
Sein Name: John Foster Dulles.

Er starb, wie man so sagt, eines natürlichen Todes.

Aber das ist nicht wahr.

Er starb vorzeitig, weil er sich keine Ruhe gönnt hatte. Er starb zu früh, weil er sich aufrieb in einem unermüdlichen Kampf für seinen unerschütterlichen Glauben an die Freiheit und den Frieden.

Er starb als Opfer seiner Ueberzeugung, daß der Westen im Rechte sei.



Illustrationen von Fredy Sigg

des Jahres statt: der Schah versuchte es zum drittenmale. Mit Fräulein Dibah, die unbestrittenermaßen ganz reizend aussieht und mir eigentlich gar nicht den Eindruck machte, als hätte sie es verdient.

Abgesehen davon ist sie natürlich auch selber ein bißchen schuld. Im Grunde genommen hätten ja eigentlich sämtliche Frauen der Welt den Rehza Pahlevi boykottieren müssen.

Schade, daß die Dibah so wenig Solidaritäts-Gefühl mit der Soraya bewiesen hat.

Uebrigens: die Soraya ist noch zu haben. Weder der Orsini noch der Krupp noch der von Thurn und Taxis haben sie bis jetzt definitiv erwischt.

Vielleicht haben Sie eine Chance? Wenn Sie den Frauen aller Welt in diesem neuen Jahre eine große Freude machen wollen, probieren Sie es doch einmal ernsthaft.

Und heiraten Sie aber bitte nicht im Sommer.

Da sind Ferien und die Frauen haben nicht soviel Zeit.

Im Oktober wär's günstiger. Da sind die dringendsten Einkoch-Arbeiten beendet und die Weih-

lich übersetzt und das rührt daher, daß die deutschen Schlagerertexter von einer unbändigen Intelligenz sind und viel-viel klüger als ihre Kollegen in anderen Ländern, viel-viel klüger. Allerdings haben diese ausländischen Kollegen manchmal eine kleine Genugtuung: sie schreiben Schlagerwelterfolge. Deutschen passiert das so gut wie nie. Vielleicht unterlassen sie es aber auch absichtlich. Vielleicht hindert sie ein minimier Rest verschütteten Anstandes oder leise überwuchter Kollektiv-Schuld-Gefühles daran, auch den zivilisierten Teil der Erde mit ihren Erzeugnissen zu überschwemmen.

Vielleicht ... Ja, also: in der zweiten Strophe dieses (übrigens schweizerischen Schlagers) ist von Hochzeitsglocken die Rede.

In der dritten aber läutet das Toten-Glöckchen.

Es läutete auch dieses Jahr auf gar erschreckende Weise in manchem Lande.

Jawohl, meine Damen und Herren, das Jahr, das da vor uns liegt, weil es hinter uns liegt, nahm ein paar Männer mit, die es nun zu ehren gilt ...

Dafür flog er mit tausend Flugzeugen, dafür reiste er in tausend Zügen, dafür fuhr er in tausend Automobilen Hunderttausende von Kilometern zu tausend grünen Verhandlungstischen.

Sein Tod war der Tod des Handelsreisenden in Frieden und Freiheit für eine unteilbare Welt.

Wir müssen ihm dankbar sein ...

Da starb auch einer in Frankreich.

Sein Name: Gérard Philippe.

Er war achtunddreißig Jahre alt und schon einer der größten Schauspielerspieler seiner Zeit.

Wer das Theater liebt und den Film und die Möglichkeit der Menschen, Glück und Leid anderer Menschen darstellen zu können, trauert noch immer um ihn.

Ihn, und einige seiner Kollegen hat 1959 ein besonders erschreckender Tod geholt, ein moderner, neuer und grausamer: der Herztod.

Es ist seltsam: da haben die Aerzte Mittel gegen Lungenentzündung und Lepra, Tumor und Wundbrand gefunden. Aber der Tod ist trotz allem schlauer: das Terrain, das man ihm abjagt, holt er immer wieder auf.

Er lauert auf den Straßen, der moderne Tod, und er krallt sich in

die Herzen, die sich zu früh verbrauchen.

Ich bin nicht gerne pädagogisch: aber denken Sie zu Beginn dieses neuen Jahres an die großen Toten des alten (es sind noch so viele ...) und bedenken Sie den Grund.

Bedenken Sie, daß Sie in einer Zeit leben, die uns desto rascher verbraucht, je rascher wir sind.

Bedenken Sie: je lebendiger wir uns geben, desto rascher sind wir es nicht mehr.

Genug, meine Damen und Herren, wenden wir uns Erfreulicherem zu. Lenken wir unseren Blick auf die Fortschritte, die wir Menschen im Jahre 1959 errungen haben, die wirklichen, großen, unleugbaren. Sie verdienen einen eigenen Abschnitt.

Diesen:

Reinlichkeit ist eine Zier

Meine Damen und Herren!

Falls es Ihnen noch nicht eigenhändig aufgefallen sein sollte: wir leben im Jahrhundert der Hygiene. Zugegeben: noch sind nicht alle Institutionen von der galoppierenden Keimfreiheit erfaßt worden. Noch gibt es unhygienische Details. Ich erinnere unter anderem an die öffentlichen Toiletten der SBB, die Nußgipfel auf Wirtshaustischen und an einen Zürcher Tramwagen im Winter.

Trotzdem: das Jahr 1959 bedeutete eine weitere gewonnene Schlacht auf dem nicht mehr abzuwendenden Siegeszug der totalen Sauberkeit.

Die große Schlacht wurde in der Stadt Zürich geschlagen.

Ihr Generalissimus wurde – aus eigenem Antrieb und auf eigene Beförderung – der bis anhin einfache Sauberkeits-Soldat Emil Landolt.

Eines sehr frühen Morgens schulterte er am Bahnhofs-Platz das Sturmgewehr des Sauberkeitskämpfers, nämlich einen Besen; etwas später senkte er ihn wieder und begann zu wischen.

Er wischte intensiv, was ihm an Schmutz in den Weg kam.

Den Zürcher Hauptbahnhof selbst wischte er nicht weg, obwohl seine Entfernung durchaus in den Pflichtenkreis eines sauberkeitsbewußten Sauberkeits-Partisanen gehören würde.

Emil Landolt, Hygiene-General, wischte nicht allzu viel Staub zusammen.

Aber es genügte ihm.

Es genügte ihm, weil Zürich die sauberste Stadt der Welt ist und weil aus diesem Grunde selbst das minimste Sandkorn stört, so es sich an fehlem Platze befindet.

Diese ersten Besen-Striche waren das Signal für einen Generalangriff auf alles Unsaubere in Zürich. In der folgenden Woche spielten sich rührende Szenen ab. Der Wille zur Reinlichkeit nahm gegen Ende der Woche ekstatische Formen an. Jedes zürcherische Lebewesen wurde vom Sauberkeits-Wahn angesteckt. Als asoziale Elemente erwiesen sich

lediglich die Hunde, die Möwen und der Herbstwind.

Auch der See tat nicht so recht mit. Nach wie vor spülte er Unschönes an die reinlichen Ufer und hie und da roch er gar nicht sehr nach Arden for men.

Immerhin ist dem Zürcher-See zugutezuhalten, daß er kaum etwas von sich gibt, was ihm die umliegenden Zürcher nicht zuvor zukommen lassen.

Dies nebenbei.

Das Ende der Woche brachte drei Resultate.

Drittens war Zürich einwandfrei sauber. Unglaublich sauber. Beneidenswert sauber. Umheimlich sauber beinahe. Kurzum: so sauber wie immer.

Zweitens erwies es sich, daß die Zürcher Sauberkeits-Woche mehr Staub aufgewirbelt hatte, als es in Zürich selber überhaupt gibt.

In der ganzen zivilisierten Welt wurde der zürcherische Sauberkeits-Wahn in geradezu homerischem Ausmaße belacht.

Und erstens lachten sie in Basel am meisten. Die geliebte Stadt an der Limmat hatte den Beppi das sauberste Fasnachts-Sujet gratis, franko und säuberlichst in die Hände gespielt.

Fertig!

Immerhin: der Versuch, eine ganze Stadt dem samstagsabendlichen Parkettboden einer schweizerischen

Wenn einer eine Reise tut...

Meine Damen und Herren!

Wenn im Jahre 1992 die ersten Historiker vom Mars ihre hauptsächlichsten Ausgrabungen auf dem Planet Erde abgeschlossen haben werden und wenn sie daran gehen, eine Geschichts-Schreibung dieses erloschenen Himmelskörperchens zu beginnen, wird sich ihnen einmal die Frage nach einer schmückenden Umschreibung des Jahres 1959 stellen.

Ich hoffe sehr, daß sie ein Exemplar dieser Ausgabe des «Nebelspalters» finden werden, denn ich kann ihnen diese Umschreibung schon jetzt liefern.

1959 war ein Reisejahr.

Das Reisejahr.

Es begann schon sehr früh im Januar.

Towaritsch Mikojan ging nach den Vereinigten Staaten.

Es muß ihm dort gar nicht so schlecht gefallen haben, denn im Sommer folgte ihm Towaritsch Chruschtschew in eigener (fast zu eigener) Person.

Und zwischendurch war Richard Nixon in Moskau.

Wobei zu bemerken wäre, daß vorher schon Mac Millan dort war.

Während Eisenhower (außer in Moskau) fast überall war.

Es wurde, Sie müssen das zugeben, gewaltig gereist.

eine nahezu fast ganz zweckentbundene Tätigkeit. Wenn ich es mir genau überlege, ist sogar das Wort «Tätigkeit» etwas verfehlt. Tippen Sie eher auf eine Krankheit und Sie kommen der Sache schon näher. Nehmen Sie weiterhin an, diese Krankheit («Reisefieber» oder «Delirium distans») sei von einem Bazillus hervorgerufen und wirke ansteckend. Uebertragen wird der Bazillus vor allem durch die Angst, ihn zu bekommen. Präziser: wenn Mikojan nach den USA kommt, bleibt beim Einfalls-Reichtum der heutigen amerikanischen Politiker den amerikanischen Politikern nichts mehr übrig als ebenfalls einen Politiker auf Reisen zu schicken.

Möglichst einen ersetzlichen.

Also Mister Nixon.

Nun ja, und wenn der in Moskau war, muß wieder ein Russe reisen und dem folgt ein Amerikaner und diesem ein Russe und so reist das munter weiter.

Ja, und dann wissen die Russen, daß sie nur in Rußland leben möchten und die Amerikaner, daß man nur in Amerika leben kann und dann wissen sie genau soviel wie zuvor.

Aber bitte: tadeln Sie mir die Diplomaten- und Politiker-Reisen nicht!

Sie verlieren damit immerhin viel Zeit und fallen für die aktive Politik wenigstens für die Reisetunden aus.

Besseres können wir uns nicht wünschen!

Uebrigens: auch die gewöhnlichen Sterblichen schlugen diverse Reise-Rekorde während des Jahres 1959. So traf sich zirka die halbe Schweiz in Spanien, während sich die andere Hälfte in Italien traf.

Es war sehr tröstlich zu sehen, daß wir ein weitverbreitetes Volk sind, und außerdem ist es wundervoll, wenn man im Ausland nicht ständig in Kontakt mit den unangenehmen Ausländern kommt. Abgesehen davon, daß sie hartnäckig an ihren eigenen Sitten und Gebräuchen festhalten, was zum mindesten bedauernswerte Naivität verrät, können sie sich auch nicht entschließen, Schweizerdeutsch zu lernen. Nach wie vor drücken sie sich in so schönen und unmelodischen Idiomen wie spanisch, französisch und italienisch aus. Da in diesem Punkte absolut keine Hoffnung auf Besserung besteht, tun wir die Sache am besten mit einem leise bedauernden Achselzucken ab. Man soll niemand zu seinem Glück zwingen.

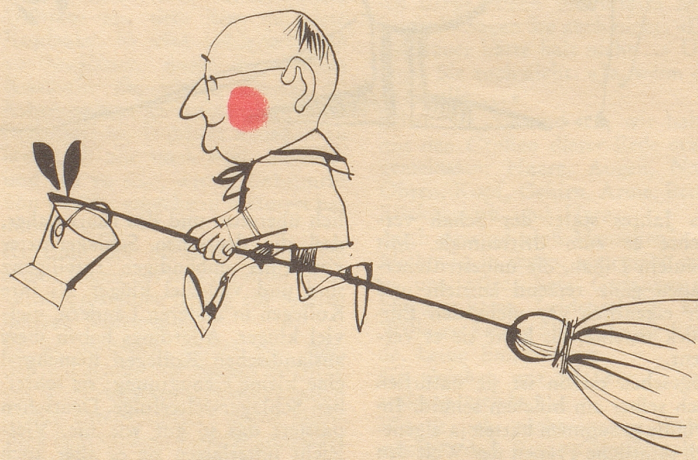
Der Trost, daß man ihnen auf Auslands-Reisen fast nicht mehr begegnet und sie unter den anderen schweizerischen Touristen beinahe ganz verschwinden, bleibt bestehen und tut gut.

Was sonst noch alles reiste?

Nun, zum Beispiel der Dalai Lama. Er reiste zu Fuß von Tibet nach Indien.

Er reiste weil er mußte.

Weil Kommunisten ihn verfolgten.



Hausfrau anzugleichen, muß als historisches Unternehmen gewertet werden. Als Sternstunde der Menschheit im Kampf um die totale Sauberkeit.

Dem sauberen Initianten ist ein Denkmal aus Seife gewiß!

Wäre nun allerdings noch zu bemerken, daß es in Zürich trotz allem noch Männer gibt.

Männer, denen solch erschreckende Reinlichkeit wider den Strich ging. Männer, die wissen, daß auch das Unsaubere nicht ohne gewisse Reize ist.

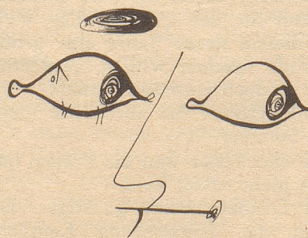
Männer, die den Dreck lieben und die sich von Zeit zu Zeit vernünftig darin wälzen.

So, und nur so ist die im Oktober des Jahres 1959 vollzogene Gründung der neuen schweizerischen Tageszeitung «Blick» zu erklären ...

Natürlich fragen Sie jetzt: wozu eigentlich?

Natürlich gäbe es einige Gründe dafür, aber es wäre falsch, sie zu nennen, denn sie sind alle sekundärer Natur.

Bei dieser Reiserei handelt es sich nämlich ganz grundsätzlich um



Erinnern Sie sich?
Nicht gerne?

Gut so!
Wäre bloß zu wünschen, daß sich auch Herr Pandit Nehru, der ihn mit offenen Armen und nicht weniger offenem Munde empfing, Tag und Nacht daran erinnerte.
Und daran dächte, endlich einmal seine Humanitäts-Philosophien (Im Dutzend billiger!) zu unterlassen. Gegen die roten Mörder helfen mildgestimmte Aphorismen so gut wie gar nicht.
Herr Nehru wird es erleben, wenn er es überhaupt erlebt...

Ja, und dann tat noch jemand eine Reise.

Was da reiste, war kein großes Tier.

Sondern ein eher kleines.

Ein Affe.

Die Amerikaner schickten ihn in einer Rakete sehr hoch in den Himmel und fingen ihn, da er wieder zurückfiel, auf.

Der Affe flog höher als je ein Lebewesen zuvor.

Womit eine hartnäckige Vermutung bewiesen wäre: daß Affen doch höhere Lebewesen sind...

Noch höher, meine Damen und Herren, flogen aber diverse tote Gegenstände, nämlich eine Sichel, ein Hammer und die Raketenspitze, die beide Embleme trug.

Sie flogen, die Dreie, bis zum guten alten mondgesichtigen Mond und bohrten sich in sein freundliches Antlitz.

Die Russen, das läßt sich nicht leugnen, haben eine erste Etappe im Wettrennen zum Mond gewonnen.

Im Jahre 1959 haben sie das getan und aus diesem Grunde ist 1959 ein wichtiges Jahr gewesen.

Vielleicht wird es einst das Jahr 0 einer neuen Zeitrechnung sein. Vielleicht...

– ich bin also kein Nobel-Preisträger, aber ich glaube, daß sich der liebe Gott nicht so leicht geschlagen gibt. Bloß weil die Russen ein kleines Löchlein in den Mond gebohrt haben, gibt der liebe Gott wahrscheinlich noch nicht nach.

Wetten, daß ihm der kleine Zwischenfall gar nicht aufgefallen ist? Er hatte, weiß Gott, anderes zu tun, der liebe Gott!

Ich kann mir vorstellen, daß es irgendwo in Frankreich oder England oder im Emmental ein paar kleine Kinder gibt, auf die er zu achten hat. Daß sie nicht, ihrem Balle nachlaufend, unter ein Auto geraten.

Das ist ihm viel wichtiger.

Mit Recht!

Und auch uns könnte vermutlich das Wissen um die Not der Menschen mehr nützen als eine Photographie vom Hinterteil des Mondes, das er uns bisher eigentlich nur aus purer Nettigkeit nicht entgegengestreckt hat.

Wenn er es doch einmal täte, also ich könnte es ihm nicht verargen! Schluß damit!

Aber, meine Damen und Herren, Sie sind doch mit mir einverstanden, wenn ich dieses eben von uns vergangene Jahr noch einmal als dasjenige der Reisen bezeichne?

Um zu präzisieren: der sinnlosen... Kommen wir zu etwas Wichtigem!

Kommen wir zu den Ausverkäufen! Und damit zu einem neuen Abschnitt im Leben des vergangenen und dahingegangenen Jahres:

Terreno da vendere...

1959 war ein Ausverkaufs-Jahr. Ein Ausverkauf besonderer Natur fand in der Schweiz statt. Ich möchte ihn als den Ausverkauf der Organisation umschreiben, als

Kochende-Männer-Clubs und ähnliche vornehme Vereinigungen.

Warum also nicht auch einen Club der Autofahrer?

Nur: ein Club ist etwas kleines.

Wird er größer, nennt man ihn Verein.

Und wird er noch größer, dann kann es vorkommen, daß man ihn als schönen Verein bezeichnen muß. Den TCS mußte man.

Und weil er im Laufe der Jahre vom Club zum unbeweglichen Apparat wurde, ward Murren laut wider ihn in diesem Lande und man rechnete ihm vor, daß er mehr verschwende denn verwende.

Und man kreidete ihm noch gar manches an.

Leider vergaß man eines: zu fragen, wieso es ihn überhaupt noch gibt...

Ich frage!

Sogar auf die Gefahr hin, einem toten Esel einen Tritt zu geben. Oder auf die Gefahr hin, banal zu sein.

Wie Sie wollen!

Fest steht nur: der TCS hat sich 1959 selber ausverkauft.

Wer bedauert es?

Wenn schon von Gewissensbissen die Rede sein muß, dann soll an einen anderen, erbärmlicheren, widerwärtigen und übelkeitserregenden Ausverkauf des Jahres 1959 erinnert sein: an denjenigen des Tessins! Langsam, Grundstück für Grundstück, wurde der Südkanton der Schweiz exportiert.

Nach Norden.

Richtung Wunder-Republik.

Von Spekulanten wurde er verschoben, von schweizerischen Spekulanten.

Von den späten Söhnen Winkelrieds...

Einmal, so hat man mir erzählt, haben die Eidgenossen um jede Scholle ihres Landes gerungen.

Heute ringen sie um jeden Franken pro Scholle.

«Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb' es, um es zu besitzen...»

Das ist von Goethe und er hat es geschrieben, obwohl er die Schweiz des öfteren bereist hat.

Heute schreibe er es nicht mehr.

Obwohl er es ruhig tun könnte. Schweizerische Spekulanten pflegen sowieso keine Dichter zu lesen. Ihre Lektüre besteht in derjenigen eigener Inserate in der «Frankfurter Allgemeinen», «Der Zeit» und «Süddeutschen».

Das ist schade.

Ich meine, daß sie überhaupt lesen können.

Analphabeten verzeiht man gewisse Dinge noch...

Lassen wir das! Singen wir zur Melodie des Herrn Domenico Modugno, der auch 1959 groß herauskam, leise und wehmütig: «Ciao, ciao, Ticino...».

Aber singen wir es auf norddeutsch, damit es unsere Tessiner auch verstehen...

Meine Damen und Herren!

Abgesehen von einem reichen Anfall an Ausverkäufen wurde uns

von diesem Jahr, das uns doch nicht so ganz zu Unrecht verließ, auch eine reiche Ernte an Ausstellungen beschert.

Es war eine ziemlich Bescherung. Die eines eigenen Abschnittes würdig ist:

Hoch der Exhibitionismus!

Zuerst zeigten die Russen in New York, was sie zu zeigen haben. Dann zeigten die Amerikaner in Moskau, was sie zu zeigen haben. Und dann taten sich in Zürich die Pforten der G 59 auf.

Später gab es eine sogenannte Aida in Lausanne.

Und natürlich – wie immer – eine Mustermesse.

Und eine Olma.

Und...

Also sehen Sie, ich begreife ja durchaus, daß die Graphiker leben müssen.

Auch die Reklameberater müssen es. Aber: damit sind doch die vielen Ausstellungen noch nicht gerechtfertigt.

Warum macht man sie?

Ich glaube herausgefunden zu haben, wieso: wir allesamt leiden an einer Perversion, am sogenannten materiellen Exhibitionismus. Wir müssen einfach alles, alles zeigen. Wenn wir etwas nicht zeigen können, verliert es sogar in unseren eigenen Augen jeglichen Wert.

Ich hätte nichts dagegen, denn ich gehe kaum bis nie an Ausstellungen.

Aber: es könnten wenigstens lustigere sein.

Zum Beispiel könnte doch die PTT gelegentlich einmal Duplikate sämtlicher Postsäcke, die im Laufe des Jahres 1959 verschwunden sind, ausstellen. Sicherlich wäre das Hallenstadion groß genug.

Ich schwöre Ihnen, die Ausstellung interessierte mich brennend.

Oder wie wär's mit einer Ausstellung in der Zentral-Bibliothek? Einer Ausstellung der Flugbillette jener Kommission, die 1959 für die Schweiz nach Flugzeugen gesucht hat?

Wenn man immer drei Scheine aufeinanderlegte, müßte die Zentral-Bibliothek reichen...

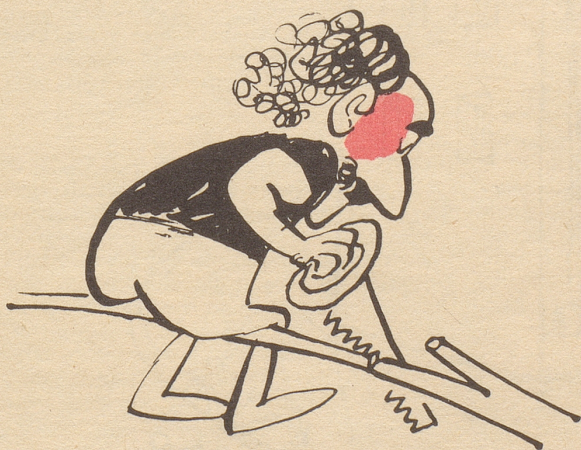
Sehr schön fände ich auch zweifelsohne eine Ausstellung von schweizerischen Militär-Experten. Als Ausstellungsort schlage ich das Landesmuseum vor.

Meine Damen und Herren!

Das Ende des Jahres 1959 läßt mich einfach zu keinem Ende kommen.

Trotzdem muß ich nun eines finden. Obwohl es vermutlich ein dickes ist, unternehme ich das Wagnis und versuche, diejenigen Ereignisse des verbliebenen Jahres zu resümieren, die unser Land, respektive dessen lebenswürdige und lebenswerte Bewohner am stärksten interessiert haben.

Ich tue es unter einem neuen und vielleicht sogar letzten Abschnitt:



Jedenfalls hat sogar ein diesjähriger Literatur-Nobel-Preisträger behauptet, die russische Mondrakete sei ein Sieg über den lieben Gott. Ich bin zwar nicht Nobel-Preisträger – besser gesagt, ich bin es noch nicht, aber man weiß ja wirklich nie, wann es einen trifft, wenn die Schweden weiterhin nach regionalen Verlegenheits-Lösungen suchen

den Ausverkauf der Privat-Bürokratie.

Sie sehen, ich bin beim TCS.

Das ist eine seltsame Sache mit diesem Automobil-Club.

Er war einmal, vor vielen-vielen Jahren, gar nicht so abwegig, der Gedanke eines Automobil-Clubs. Bitte sehr, es gibt Reiter-Clubs, Kaninchenzüchter-Clubs,

Die wahren Sensationen!

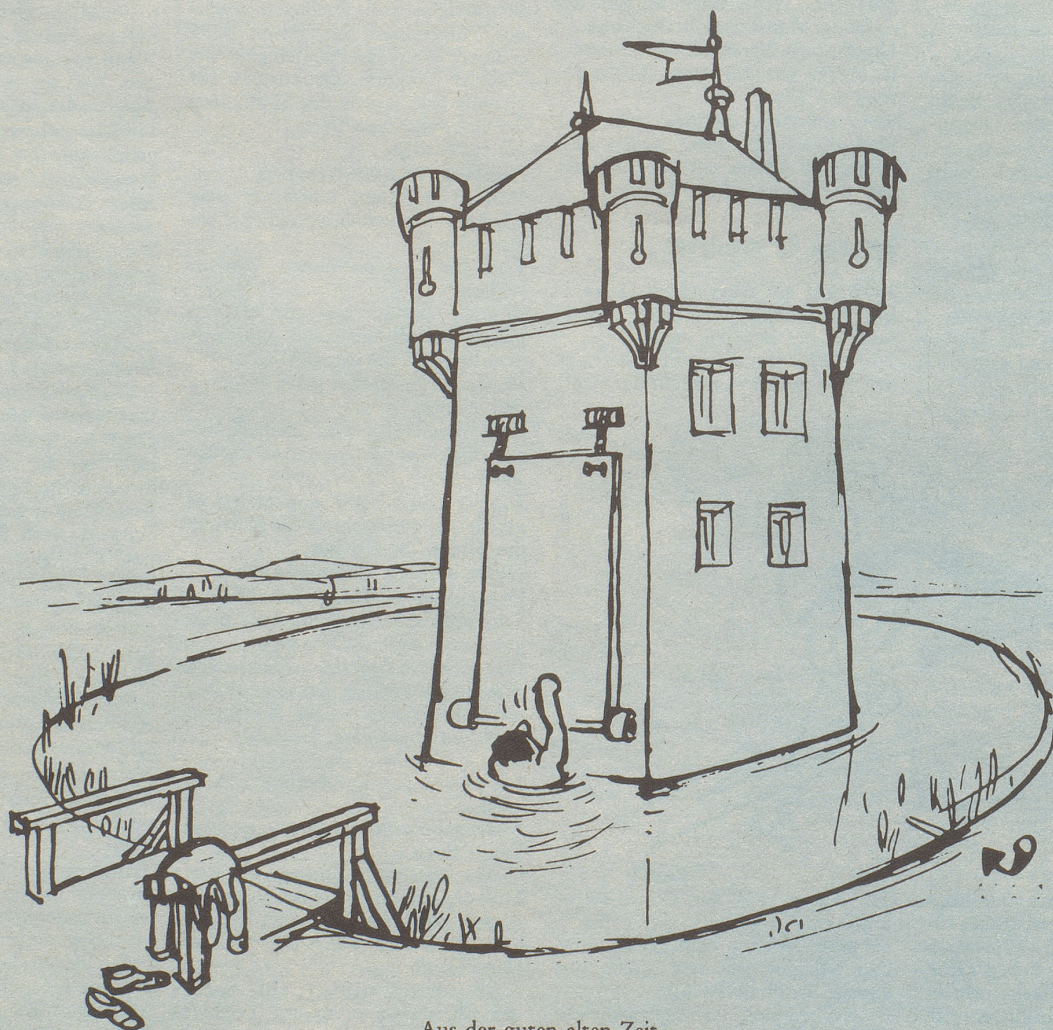
Was interessierte den Schweizer
1959 am meisten?
Castros Revolte?
Die Mondrakete?
Der TCS?
Die Amtseinssetzung von de Gaulle?
Die Hochzeit in Tokio?
Was?
Nun, bestimmt die Mondrakete.
Dann der TCS.
Dann die diversen Hochzeiten.
Dann das Strip-tease-Verbot in
Genf.
Dann die Einführung des Frauen-
stimmrechts im Kanton Waadt.
Dann die Wahl der vier neuen Bun-
desräte.
Dann der Ueberfall auf eine Zür-
cher Bank durch Mister Hume oder
Brown.
Dann ...
Nein, es interessierte ihn dies alles
nicht am stärksten.

Wirklich interessiert hat ihn die
Qualität seiner Röschti.
Wirklich interessiert hat ihn die
neue Italiener-Beiz im Kreis vier.
Wirklich interessiert hat ihn der
Stand seines Bankkontos.
Und das Zeugnis seiner Kinder.
Und seine Braut.
Und ...
Privates hat ihn am meisten inter-
essiert.
Sehen Sie, und dafür bin ich!
Mehr als alle Ereignisse der Welt
soll jeden von uns immer sein klei-
ner Alltag interessieren.
Seine beschränkte Welt.
Meine Damen und Herren!
Ich weiß, das klingt furchtbar
spießig.
Entsetzlich schildbürgerhaft.
Es zeugt auch von Sturheit, Enge
des Horizontes und geistiger Scheu-
klappen-Mentalität.
Und trotzdem: ich ziehe die Ueber-
wertung der privaten Weltreig-

nisse der Ueberschätzung unper-
sönlicher Weltsensationen vor.
Ich habe meinen Grund dafür.
Nur wer diejenigen, die ihm am
nächsten sind, wirklich liebt, kann
seine Nächsten wirklich lieben.
Nur wer das Leid der Nähe kennt,
kann dasjenige der Weite noch
ahnen.
Nur wer in seinem engen Kreise
liebt und leidet, kann die Welt
lieben und mit der Erde leiden.
Nur wer in seinem beschränkten
Lebensraum Angst zu haben ver-
steht, kann für die Erde bangen.
Wissen Sie, man verlangt von uns
immer ein bißchen viel.
Man verlangt, daß wir die Welt
verstehen. Aber die ist groß und
weit und unfasslich.
Es ist doch schon etwas, wenn wir
uns bei uns verstehen.
Es ist ein Anfang.
Es ist der Beginn der einzig frucht-
baren Ketten-Reaktion: derjenigen

der Liebe, des Verständnisses und
der Achtung.
Predige ich?
Ja?
Ich wollte es nicht! Doch, meine
Damen und Herren, hier an der
Bahre des vergangenen Jahres kann
Sentimentalität aufkeimen!

Lassen Sie mich die seltene Gele-
genheit, gerührt zu sein, nicht un-
genutzt verstreichen. Lassen Sie
mich sagen, daß ich dem Schönen
des toten Jahres eine Träne nach-
weine und lassen Sie mich meinen
notwendigerweisesprunghaften Ne-
krolog umflorten Blickes beenden
mit dem Satz: Das Neue möge bes-
ser sein.
Oder noch besser: Wir alle möch-
ten im Neuen ein bißchen besser
sein! Und zwar hier, an unserem
kleinen Platz, wo es ... pardon:
An dem man es gegenseitig so wohl-
tuend notiert ...



Aus der guten alten Zeit

«Kunigunde mach doch uuf!»